

Dietmar Friedrich

Minotaurosjahre



Was ist Leben? Hohler Schaum,
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben,
Denn ein Traum ist alles Leben,
Und die Träume selbst ein Traum.

Calderon

Inhaltsverzeichnis

Der Gehörnte

Megapolis I

Der Weg

Wunsch Indianer zu werden

Träume und Alltag

Philosophenträume

Tauwind

Mexiko

Aquanautica I

Aquanautica II

Mexikanische Gedanken

Aphorismus I

Kubistische Träume

Aphorismus II

B 52

Aphorismus III

Hypergirl I

Hypergirl II

Hypergirl III

Traumahnungen
Der dritte Weltkrieg
Hypergirl IV
Hypergirl V
Weiter im Traumtheater
Megapolis II
Megapolis III
Inzestträume
Traumtheorie
Loveparade
Carpe diem
Die Werwölfin
In der trockenen Heide
Schuld und Verantwortung
Aphorismus IV
Aus dem Osten
Die Teufelsfalle
Aphorismus V
Kosmische Schatten
Es
Das Ringen um die Form
In Totenhäusern I
Nachtdunkel

Klippenträume
Die Eismaske
Hypergirl V
Hunting
Herbstzeitlose
Dahinwelken
Die spiddelische Krankheit
Minotauros
Der schwarze Spiegel
Der Erdgeist
Verdun
Konrad Lorenz
Dionysische Nacht
Dresden
Unter Fröschen
Angler und Fisch
Beim Friseur
Engelsschatten
Speed
Pharaonische Schwester
Die Totenmesse
Hypergirl VI
Die Mondfinsternis

Das automatische Schreiben
Versuche mit automatischem Schreiben
Prometheus
Megapolis IV
Aquanautica III
Im Zauberspiegel
Paviane und Schimpansen
Kampf gegen die Nacht
Wenn der Wind weht
Staub der Träume
Leidenswege
Unter Köchen
Ekel
Skorpionszeit
Megalithische Verblödung
Satanische Brut
Krane und Skelette
Die Blutgräfin
Über das Böse
Die Maschinenkönigin
In Totenhäusern II
Phosphorstädte
Gedanken zur Maschinenkönigin

Hypergirl VII
Geschichte aus dem Kosovo
Vorahnungen
Schnee
Auf Skiern I
Die Strahlende
Auf Skiern II
In der Roten Armee
Schwarze Schlangen
Der Dämon des Weines
Pablo Cassini
Der Zwerg
Aphorismus VI
Sand
Der Graue
Steinernes Herz
Graf Dracul
Das letzte Abenteuer
In Totenhäusern III

Der Gehörnte

Aus den tiefsten Tiefen steigt er empor, der grüne Engel und Dämon, die gehörnte Gestalt. Nicht Herr des Wissens, doch ahnungstrunken - Genius der Pubertierenden. Voller Lebensgier und voller Bewegung; doch ohne Ziel. Mit seinem Erscheinen brach die hohe Zeit der Narrheiten an. Apfelbäume blühen im Winter, die Nächte illuminiert - von Abenteuern reich. Die Tage verträumt. Lange Sonnenstunden unter ziehenden Wolken am kühlen Bach. Amphipisches Leben. Die Dionysos Dithyramben werden zum hohen Lied einer neuen Religion, eines neuen Anfangs. Das alte Ich sinkt unter. Gierig ergreife ich jede sich mir bietende Lust. Vergesse was ich gewesen. Koste noch einmal die Launen der Jugend. Ja, das absichtslose, zeitlose Dasein der Kindheit. Es scheint mir als müsste ich platzen vor Leben. Alles wandelt sich. Die Wanderung beginnt. Erwartungstrunken setze ich meinen Fuß auf unbetretene Pfade. Nur aus der Lust des Anfangs formt sich das Neue.

Megapolis I

Streifzüge durch die Straßen der Stadt. Kalt und seelenlos recken graue Häuserreihen ihre Giebel in den trostlosen Himmel. Dazwischen hängen giftige Nebel, ausgespien aus schmutzigen Schornsteinen und vermengt mit Ruß und Schweiß und Lärm. Es ist als wolle sie sich selbst ersticken, die Stadt, die trotzdem wächst und wuchert, genährt von Gift und Schweiß und Schuld. Bunte Leuchtreklame lockt, schleicht ins Gehirn wie süßes Gift, und kreischende Gerüche steigen auf, wie plumpe Vögel. Die gähnenden Mäuler der U-Bahnschächte verschlucken ameisenhafte Menschen. Steriler Neonröhrenglanz spiegelt sich im kalten Weiß gekachelter Wände.

Donnernd nähert sich ein Ungetüm aus dunklen Schächten. Kreischend wehren sich die Bremsen gegen die vorwärts strebende Masse des Zuges. Türen springen zischend auseinander. Menschen strömen in den Bauch der Schlange aus Glas, Metall und Kunststoff. Einzelne stürzen verspätet heran.

Erreichen gerade noch die U-Bahn. Schwer atmend wie gehetztes Wild. Eine Lautsprecherstimme mahnt schablonenhaft zur Abfahrt. Die Türen klappen wieder zu. Das künstliche Reptil, das sich aufs Leben nicht versteht, rollt an und verschwindet, hastend wie es gekommen, die Menschenmenge mit sich reißend. Nur ein Mädchen bleibt zurück. Betäubt sitzt sie verkrümmt auf einer Bank. Auf ihren Knien liegt ein zerfleddertes Kreuzworträtsel. Doch die Kästchen bleiben leer. Zwei Männer in schwarzen Uniformen, mit fahlen, gleichgültigen Gesichtern, sprechen sie an. Sie reagiert nicht. Bleibt in ihrer Betäubung gefangen. Da rüttelt der eine das Mädchen an der Schulter.

Halb öffnen sich schwere Augenlider und zeigen glasige Augen. Ihr Kopf hebt sich ein wenig. Fällt wieder auf die Brust zurück. Der Mann in der schwarzen Uniform rüttelt sie heftiger. Mühsam findet sie aus ihrer Betäubung zurück. Die Uniformierten reden auf sie ein. Sie könne hier nicht bleiben.

Sie öffnet ihren Mund. Zeigt kaputte Zähne. Lallend gibt sie Antwort. Kaum ist es Sprache zu nennen. Der Sinn der Worte bleibt verborgen. Lauter und deutlicher fordern die Uniformierten ihr Verschwinden. Endlich dringen die Worte bis in ihr dämmerndes Bewusstsein vor. Qualvoll erhebt sie sich. Das Gehen fällt ihr schwer. Sie ist noch jung. Wohl kaum viel mehr als zwanzig Jahre alt, doch schleppt sie ihren zerstörten, kranken Körper unendlich mühsam voran. Methusalem als Mädchen! An einem Abfalleimer stützt sie sich auf. Darin findet sie einen weggeworfenen Kartoffelsalat aus dem Schnellimbiss.

Zitternd kratzt sie den darauf haftenden Dreck ab und verschlingt die gelb-graue Masse mit mechanischen Bewegungen. Dann verschwindet sie in den heran flutenden, gleichgültigen Menschenmassen.

Der Weg

Es ist etwas in mir, etwas unbestimmbares, namenloses, das mich treibt. Etwas, das mich auf einen Weg führt, von dem ich nicht sagen kann, ich hätte ihn aus freier Überzeugung oder verstandesmäßiger Überlegung gewählt. Ein abenteuerlicher, seltsamer und einsamer Weg ist es und ich weiß, dass ich diesen Weg folgen muss, wohin er mich auch führt. Ein Weg, der noch im Dunkeln liegt und auf dem ich erst ein paar, zaghafte Schritte vorwärts gegangen bin. Diesen Weg zu gehen, so schwer es auch sein mag, ist mein innerstes Gesetz, dem ich folgen muss.

Wunsch Indianer zu werden

So formulierte es Kafka. Frei und wild in der Welt umherstreifen, wie einst Wikinger und anderer Raubadel. Danach sehnt sich der Teil in mir, den Kultur und Zivilisation noch nicht zu domestizieren vermochten. Doch ist der moderne Mensch in einem selbst geschaffenen Käfig gefangen. Ein Käfig, der ihn vor Leid, Schmerz, plötzlichem Tod, vor der Härte des Daseins bis zu einem gewissen Grad schützt, der ihn aber auch von Freiheit und Abenteuer abtrennt. Der moderne Mensch hat eine Welt um sich geschaffen, die ihn schwächt, domestiziert und verweichlicht. Er hat es sich bequem gemacht in seinem Käfig. Doch das Tier in ihm leidet. Wie jedes Tier leidet, das in Gefangenschaft lebt.

Träume und Alltag

Mehr und mehr spüre ich den tiefen Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Traum und Realität. Und dennoch werde ich versuchen das Leben so zu nehmen, wie es eben ist. Ich werde versuchen Glück zu finden, ohne darauf zu hoffen. Ich werde versuchen das Leiden anzunehmen, ohne daran zu verzweifeln. Ich werde versuchen Sinnlosigkeit mit Sinn zu erfüllen, Verzweiflung mit Trost. Nur dem schaurigsten aller Gespenstern, dem Alltag, habe ich nichts entgegenzusetzen. Wie sehr ist dieser doch von den idealen Welten entfernt, die wir als Vorstellung in unserem Herzen tragen. Und doch muss ich versuchen, diese beiden feindlichen Pole zu versöhnen. Den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, wenn nicht aufzulösen, so doch zu versöhnen. Auch wenn der Kampf aussichtslos scheint. Doch eines vermag ich nicht - meine Träume, den kostbarsten Schatz meines Herzens, dem gierigen, alles verschlingenden Rachen des Alltags zu opfern.

Philosophenträume

Mit Arthur Schopenhauer in Traumgebirgen. Er kam in Gestalt eines alten Bettlers zu mir. Erst nach einiger Zeit, an seiner Haltung, an seinem Gesicht, erkannte ich ihn. Er führte mich durch ein grünes Tal, das Wildnis war. Ich folgte ihm mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Angst, aus Abscheu und Zuneigung. Ich weiß noch, dass er mich vorbei an Wasserfällen und über Geröllhalden führte. Immer höher ins Gebirge, so schien es mir, stiegen wir. Schließlich hockte er sich auf den kahlen Boden und rührte mit dem nackten, rechten Unterarm in einem Gefäß herum, in dem sich irgendeine schwarze, schleimige Masse befand. Kalt überspülte mich der Ekel. Seltsam, dass dieses Gefühl nach dem Erwachen bis weit in den Tag hineinreichte.

Tauwind

Ein Hauch von Vorfrühling weht von einem Tag auf dem anderen über das Land. Der dünne Schnee ist unter den wärmenden Sonnenstrahlen weich und pappig geworden. Überall tropft und rinnt das Tauwasser. Die Bäume stehen starr und stumm und warten auf den Frühling.

Gestern noch herrschte starker Frost. Man dachte ans Ski laufen und an heißen Tee, getrunken in der warmen Stube vor dem knisternden Kachelofen. Heute hingegen glänzt der graue Asphalt der Straße in einem seltsam verlockenden Licht. Die Gedanken schweifen in die Ferne. Gezogen von einem leisen Weh, von einer seltsamen Sehnsucht, will man in die Fremde schweifen. Unruhig rollt das Blut in den Adern. „Hinaus!

Hinaus!“ So klingt der verlockende Ruf des Vorfrühlings. Das ist der uralte Ruf der Natur; ein Ruf voller Lebensgewalt, voller Liebesverheißung, voller Lockung zur Hingabe an das Wandern in der Welt. Und ich weiß, ich muss auch diesmal wieder diesen Ruf folgen, was er mir auch bringen mag an Leid und Freuden. Zu viel uraltes Nomadenblut rollt in meinen Adern, zu viel Sehnsucht wohnt in meinem Herzen.

Mexiko

Das Licht schwindet mehr und mehr. Ich treibe durch die tiefsten und dunkelsten Strömungen des Traums. Es muss in Mexiko gewesen sein. Die genaue Kopie einer Hazienda kämpft sich aus den Nebeln längst verschütteter Zeiten. Ich gehe an einem See spazieren und führe meinen kleinen Sohn an der Hand. Ich bin eine Frau, trage eines jener auf Taille geschnittenen, doch unterhalb der Hüfte ausladenden Kleider, wie sie etwa für die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts typisch waren. Auch bin ich ganz in Schwarz gekleidet und habe mein langes, dunkles Haar, mit Hilfe eines mit Silber verzierten Kammes, nach oben gesteckt. Vielleicht bin ich in Trauer, bin schon Witwe, obwohl ich noch nicht alt bin. Vielleicht ist mein Mann ermordet worden. Es sind unruhige Zeiten in denen ich lebe.

Dann bin ich in meinem Schlafzimmer. Dunkle, schwere und kostbare Möbel füllen den Raum. Ich erblicke mich selbst in dem hohen Spiegel meiner Frisierkommode. Ich bin schön. Auch wenn sich schon Leid und Schmerz um den Mund und auf der Stirn in feinen Linien eingegraben haben. Durch die geschlossenen Fensterläden fällt gedämpft das grelle Licht des Mittags. Dann erschauere ich, als ich draußen trabende Pferdehufe höre. Mit dem Instinkt eines gesunden Tieres spüre ich, dass das nur Unheil bedeuten kann. Vorsichtig spähe ich durch die Schlitz der Fensterläden auf den Hof hinab. Ein Dutzend wilder Gestalten kommt dort auf schweißtriefenden Pferden angeritten. Nun steigen sie ab. Alle tragen Gewehre und um den Oberkörper haben sie Munitionsgurte geschlungen. Sie stürzen in die Stallungen,

die sich schräg gegenüber meines Schlafzimmerfensters, auf der anderen Seite des geräumigen Hofes befinden. Ungeheure, schrecklich peinigende Angst steigt in mir empor. Ich weiß, dort bei den Pferden, ist gerade mein kleiner Sohn mit ein paar Knechten. Die Schüsse, die gleich darauf fallen, schmerzen und brennen in mir, als hätten sie mich selbst getroffen. Ich fühle es. Die da unten haben gerade meinen Sohn ermordet! Überdeutlich sehe ich mich wieder in dem hohen Kommodenspiegel. Weiß wie ein Leichnam starre ich mich selbst mit weit aufgerissenen Augen an. Entsetzen ist es, dass mich gepackt hält. Ich kann nicht weinen. Dann sehe ich wie die Gestalten wieder aus den Stallungen kommen und nun direkt auf das Haupthaus, in dem ich mich befinde, zuhalten. Dabei prägt sich mir einer der schmutzigen und ärmlich wirkenden Männer besonders stark ein. Er stürzt voraus und scheint der Anführer zu sein. Über der hageren Brust trägt er eine abgerissene Schärpe und darunter ein stark ausgewaschenes Hemd, das einmal dunkelrot gewesen sein mag. Dann sind sie auch schon über dem Hof verschwunden und ich höre, wie sie unten in das Haus eindringen, und dann mit schweren Schritten die Treppe in den zweiten Stock empor hasten. Bald werden sie vor meinem Schlafzimmer sein. Der Gedanke reißt mich aus meiner Erstarrung, die mich minutenlang erfasst hatte. Schnell stürze ich zur Türe und sperre ab. Dann nehme ich aus einer der Schubladen meiner Kommode eine kleine, einschüssige Damenpistole, die dort verstaut lag. Wieder sehe ich mich in dem dummen Spiegel mit der Pistole in zitternden Händen. Ich bin einer Ohnmacht nahe. Ich überlege für den Bruchteil einer Sekunde, ob ich fliehen, über die Fassade nach unten klettern kann. Doch verwerfe ich den Gedanken gleich darauf wieder. Mit dem Kleid würde das nicht gehen. Außerdem war einer von den Männern unten auf dem Hof geblieben, um auf die Pferde aufzupassen. Dem würde ich direkt in die Hände laufen. Nun schlagen sie schon dumpf

und heftig gegen meine Schlafzimmertür, die den Schlägen nicht lange standhalten wird. Ich überlege, ob ich mich mit der einschüssigen Pistole verteidigen soll. Einfach den ersten niederschließen, der in mein Schlafzimmer eindringen würde. Aber was dann? Sie würden mich schänden. Meine Ehre beschmutzen. Auch fühle ich, dass ich zu feige bin, um auf jemanden zu schießen. Noch einmal sehe ich mich überdeutlich in dem Kommodenspiegel, mit von Todesangst verzerrten Gesichtszügen. Dann umschließe ich den Lauf der Pistole mit meinen Lippen, mache die Augen zu und drücke ab. Wie durch unendliche, dunkle Gänge kehre ich fallend und getrieben zurück. Doch wo war ich? War das nur ein Traum oder vermag das Echo eines anderen Lebens, in nächtlichen Bildern, über die Zeiten hinweg, nachzuklingen?

Aquanautica I

Zu den Vorzügen unserer von Technik beherrschten Zeit gehört es, dass wir in Elemente und Zonen vorzustößen vermögen, die früheren Generationen weitgehend verschlossen waren. Luftschiffe und Flugzeuge durchpflügen das Blau des Firmaments, der einsame Schritt des Bergsteigers führt in die tödlichen Höhen eisiger Gipfel empor, speziell konstruierte Unterseeboote stoßen bis in die tiefsten Tiefen der Ozeane vor, wo unvorstellbarer Wasserdruck alles zu zermalmen droht; ja selbst auf den Mond setzte der Mensch schon seinen Fuß. Und wir Abenteurer der Seele, wir, die wir selbst dem wilden Minotauros entgegen zu treten wagen, jenem Ungeheuer, das in den tiefsten Schächten der Triebe haust, ergreifen gierig jede Gelegenheit, auch und gerade auf äußere Abenteuer, die durch die Technik erst ermöglicht werden. So tauchte ich, mit künstlichem Lungenautomaten, Pressluftflasche und Bleigewichten ausgerüstet, in das wässrige Element hinab, das mich seit langem in Theorie und Praxis wegen seines ziehenden, weiblichen und geheimnisvollen Charakters faszinierte. So gleicht denn auch das Hinabsinken in die grünen oder blauen Tiefen, vor allem der warmen Meere, ein wenig dem Versinken und Zurückkehren in den Schoß der Mutter. Dort, in diesen unterseeischen Räumen, tun sich fremde Welten auf, denen in ihrer Fremdartigkeit eine seltsame, surreale Traumschicht anhaftet. Man wird von einem beinahe böartigen, unnatürlichen Empfinden, wie es auch Flugträumen anhaftet, gepackt. Die Erinnerung versetzt mich mit jener Sprunghaftigkeit, wie sie manchen chthonischen seelischen Regungen eigen ist, in die Gewässer

vor den Küsten Großbritanniens. Die Tauchbasis war dort in einem alten, steinernen Fort untergebracht, das zu den Zeiten von Sir Francis Drake zur Abwehr der spanischen Armada erbaut worden war. Jeden Morgen fuhren wir von dort auf winzigen, doch mit PS-starken Motoren ausgerüsteten Schlauchbooten, hinaus auf die offene See. Kaum aus dem schützenden Hafen ausgelaufen, warf der Atlantik mit aller Macht seine Wellen gegen die winzigen Boote. Draußen ließen wir uns dann mit schwerer Ausrüstung über den Bootsrand kippen und versanken mit kontrollierter Langsamkeit in den kalten, grünlichen Tiefen der See. Mit vorsichtigen Flossenschlägen schwimme ich durch einen grünen Dschungel aus baumhohen Kelpflanzen, die sich mit der Brandung, wie riesige Seeschlangen winden und den Labyrinthen tropischer Regenwälder in nichts nachstehen. Dazwischen langarmige Seesterne, die wirken als wären es Wesen aus fernen Galaxien. Silberglänzende, schattenhafte Fische lugen traumschnell hinter dem grünen Vorhang des Kelpes hervor. Wie Pfeilgeschosse stoßen vereinzelte Seevögel, die sich auf der Jagd nach Fischen befinden, tief in die Meereswogen hinab. Dann das surreale Bild. Wie von einem spielenden Riesen abgestellt, erhebt sich das Deck eines gesunkenen Schiffes hoch über den sandigen Meeresboden. Der traumartige Eindruck wird noch dadurch vermehrt, dass die technisch exakten Formen des Schiffes, durch den dichten Bewuchs, bereits in das Vegetativ-Formlose hinüber zu spielen beginnen. Zwei Reiche, die sich sonst auszuschließen scheinen, verbinden sich hier zu einem organischen Ganzen. Und man merkt. Das Lebendige ist das letztlich Stärkere der beiden Systeme. In fünfzig, in hundert Jahren wäre, in einer vom Menschen entvölkerten Welt, die dünne Patina, die die technische Zivilisation über die Erde zog, wieder von Vegetation überwuchert. Neben dem Böartigen und Dämonischen, die dieser Vorstellung anhaften, besitzt dieser Gedanke doch auch etwas tröstliches für mich.

Aquanautica II

Seesterne. Schattenhafte, grazile Urwesen zwischen den Kelpwäldern. Pentamerische Fortbewegung. Ein Anblick, als schaue man in die bizarrsten Experimentierkammern der Evolution.

Mexikanische Gedanken

Nach dem Erwachen aus jenen seltsamen Traume, in dem ich in eine andere Zeit, ja selbst in eine andere Seinsform zurückgereist zu sein schien, jenen mexikanischen Traum, den ich auf den Waldhöhen hoch über der Mosel träumte, hatte ich ein Gefühl, als wäre mir eine Offenbarung zu Teil geworden. Ungewöhnlich und seltsam ist der Traum in jedem Fall. Wie soll ich es deuten, dass ich in dem Traum eine völlig andere Person war, eine junge Señora aus der kolonialen Oberschicht Mittelamerikas, und mein Ich doch mit dieser ganz anderen Person, die mir fremd sein müsste, so selbstverständlich verbunden war und sich mit dieser Person identifizierte, wie es sich nun mit mir identifiziert und verbunden ist? Das war kein Alter Ego von mir. Diese Traumperson da, war ganz und gar ich und doch von mir so ganz und gar verschieden, wie nur irgend möglich. Wie lässt sich das alles deuten und intellektuell einordnen?

*

Einer der bekanntesten Sätze Michel de Montaignes lautet: „Philosophieren heißt sterben lernen.“ Er meint damit wohl, dass wir durch geistige Arbeit, durch intellektuelle Vorübungen, lernen können, eine gewisse Haltung einzunehmen, die uns einmal den Übertritt erleichtern soll. Sterben ist schwer. Doch ist es bislang noch jeden gelungen. Freilich ist es, wie beim Schicksal, ein Unterschied, ob wir dem Tod einst mit der uns angeborenen menschlichen Freiheit und Würde gegenüberreten, oder ob wir uns sträuben und wehren und uns jammernd und lamentierend